

Zeitschrift: Rapport annuel / Musée National Suisse
Herausgeber: Musée National Suisse
Band: 41 (1932)

Artikel: Zur gallischen Numismatik der Schweiz
Autor: Vogt, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-394565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR GALLISCHEN NUMISMATIK DER SCHWEIZ

Von Emil Vogt.

Betrachtet man die Entwicklung der Münzforschung, so scheint auf diesem Gebiete, parallel zum Wechsel der Strömungen in der Geschichts- und Kunstwissenschaft, ein Wechsel in der Art, Münzen zu betrachten und zu sammeln, einherzugehen, und zwar wesentlich auf dem Gebiete der antiken Münze. Der Archäologe wundert sich, wenn heutzutage in den meisten Fällen kein Wert mehr darauf gelegt wird, wo eine Münze gefunden wurde, sondern dass lediglich das ästhetische Moment in der Frage der Bewertung, in der Frage, ob ein Stück in eine Sammlung aufgenommen werden soll, den Ausschlag gibt. Davon machen heute eigentlich nur noch relativ sehr wenige Sammler und die staatlichen Kollektionen, die dies von Amts wegen tun, eine Ausnahme. Und doch muss gesagt werden, dass damit der Münze ein grosser und wesentlicher Teil ihres Wertes genommen wird. Die ganze Bedeutung, die ihr eigentlich zukommt im Rahmen der Handelsgeschichte, der Staatenentwicklung, der Kolonisation usw., fällt weg und es bleibt nur noch ihr ästhetisch bildender Wert, der als solcher selbstverständlich nicht zu unterschätzen ist, der aber in sehr vielen Fällen das Sammeln von Münzen auf das Niveau der Liebhaberei herabdrückt. Es wirkt sich dies nirgends mehr aus als auf dem Gebiete der Barbarengepräge, in unserem speziellen Falle bei den gallischen Münzen. Die Schönheit des Bildes, das die griechische oder römische Münze heute wertvoll macht, fehlt in den meisten Fällen und die Originalität und der Wechsel des Stiles lassen sich eigentlich erst bei einer Spezialisierung erkennen und würdigen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass in der letzten Zeit in diesem Teile der Numismatik wenig Hervorragendes geleistet wurde. Erst in neuester Zeit scheinen

die Barbaren wieder etwas in den Vordergrund des Interesses zu treten. Es dürfte dies einhergehen mit einer sich mehrenden Bedeutung der Kunst der Primitiven überhaupt. Andererseits ist natürlich auch nicht zu übersehen, dass das Studium der Barbarengepräge eines der schwierigsten Kapitel der ganzen Numismatik überhaupt ist und sich am ehesten noch mit einem Teil der Brakteatenforschung vergleichen lässt. Eine Hauptschwierigkeit bildet der Umstand, dass wir über die Regelung der Prägung bei den Kelten überhaupt nichts wissen. Ob in jedem Falle eine gallische Münze einem einzelnen Stamme zuzuteilen ist, ob gleichzeitig alle Stämme eigene charakteristische Münztypen besaßen, ist durchaus nicht sicher. Es ist dies eine Arbeitshypothese, die aus einer Zeit stammt, wo das Bild gallischen Lebens und gallischer Politik ein noch nicht übermäßig klares war. Die Methode, die für die Zuweisung der einzelnen Typen an bestimmte Gegenden und Stämme anzuwenden ist, ist eine durchaus archäologische und erst in zweiter Linie eine stilgeschichtliche. Die Verbreitung der Münze ist hier ausschlaggebend. In dieser Richtung ist aber noch recht wenig gearbeitet worden. Wirklich zuverlässige Verbreitungskarten gallischer Münzen sind bis jetzt erst in verschwindend geringer Zahl hergestellt worden. Eine solche Kartographierung erfordert allerdings ausserordentlich viel Arbeit; sie ist aber m. E. der einzige Weg, der zu einem sicheren Ziele führt. So ist es nicht verwunderlich, dass wir es in der Schweiz nur zu einer einzigen Darstellung unseres gallischen Münzwesens gebracht haben. Sie wurde von Dr. Meyer im Jahre 1863 verfasst und in den Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich veröffentlicht. Sonst sind für unser Land wichtige Einzelheiten fast nur noch in dem Werk von R. Forrer zu finden, das hauptsächlich auf seiner eigenen Sammlung basiert. Der die Helvetier und die nächstverwandten gallischen Stämme betreffende Teil dieser Sammlung konnte vergangenes Jahr für das Landesmuseum erworben werden, so dass nun hier die ältesten Gepräge unseres Landes in hervorragend guter Weise vertreten sind. Der Aufsatz von Dr. Meyer fällt in die Zeit, in der die Erforschung der



1, 2, 13 Griechische Münzen. 3—12, 14—15 gallische Münzen aus der Schweiz (Sammlung Forrer). 1—12 Gold und Elektron. 13—15 Silber.

Pfahlbauten und damit auch die Ausbeutung der berühmten gallischen Station La Tène am Neuenburgersee einen Höhepunkt erreichte und auch zur Bearbeitung manches Grenzgebietes anregte. Es ist übrigens auffällig, dass offenbar im letzten Jahrhundert bedeutend mehr Funde gallischer Münzen zu Tage kamen als in den letzten Jahrzehnten. Grössere gallische Münzschätze sind bei uns seit langer Zeit überhaupt nicht mehr aufgetreten. Soweit ich aber momentan zu sehen vermag, werden wir für die Schweiz immerhin mit einer Zahl von etwa 600 gallischen Münzen mit gesichertem Fundort rechnen dürfen, so dass wir also schon jetzt ein einigermaßen gesichertes Bild der keltischen Gepräge dieses Landes gewinnen können sollten.

In dieser kurzen Uebersicht über die gallische Numismatik der Schweiz spielen die eigentlichen numismatischen Gesichtspunkte — das muss ich vorausschicken — eine mehr untergeordnete Rolle. Für mich bewegt sich das Interesse wesentlich in zwei Richtungen. Einmal suche ich kulturgeschichtliche und weiter historische Anhaltspunkte zu gewinnen. Die Lage der keltischen Welt zur Zeit ihrer ersten Münzprägung, die in der Hauptsache ins (4.—) 3. Jahrhundert v. Chr. fällt, ist ja gerade in kultureller Hinsicht eine sehr eigenartige. Einerseits besteht südlich der Alpen der schon kräftige und einflussreiche römische Staat, auf dem Balkan Griechenland und die unter seinem Einfluss stehenden Randstaaten, überdies die griechischen Kolonien in Thrakien, am Schwarzen Meer und an der Mittelmeerküste, vornehmlich Massilia, das heutige Marseille. Auf der andern Seite steht das in zahlreiche Stämme zerfallende keltische Volk, dessen materielle Hinterlassenschaft uns auch aus der Schweiz in grosser Menge erhalten blieb. Nach diesen Funden können wir die Kelten dieser Zeit durchaus nicht zu den Kulturvölkern im heutigen Sinne rechnen, sondern sie sind damals noch viel eher den Naturvölkern nahezustellen. Ihr Gegensatz zu den südlichen Kulturvölkern drückt sich naturgemäss auch in der Art des Handels aus und muss deshalb auch in der Art ihres Geldverkehrs und ihrer Münzsorten augenscheinlich werden. Aehnliche Verhältnisse sind uns noch

aus neuerer Zeit zur Genüge bekannt. Eines der geläufigsten Beispiele dieser Art ist die Bedeutung des Theresientalers für Afrika, die sich bis heute erhalten hat. Untersuchungen über die Auswirkungen des Aufeinanderstossens von Kultur- und Naturvölkern sind relativ wenige angestellt worden, trotzdem es sich dabei um ausserordentlich interessante Phänomene handelt. Diese Betrachtungen gehören, streng genommen, nicht hierher. Ich kann es aber doch nicht unterlassen, einmal wenigstens in bezug auf Mitteleuropa darauf hinzuweisen.

Wir wissen genau, dass ein ausgedehnter Handel schon in weit zurückliegenden Perioden unserer Vorgeschichte stattgefunden hat. Schon um 2000 v. Chr. wurde von den Bewohnern der Pfahlbaudörfer Feuerstein, wohl als Halbfertigware, in grosser Menge aus Frankreich importiert, natürlich auf dem Wege des Tauschhandels. Was damals als Gegenwert exportiert wurde, ist selbstverständlich sehr schwer zu sagen. Vielleicht spielte dabei der Asphalt des Val de Travers eine grosse Rolle, der damals sehr viel zum Befestigen der Steingeräte in den Holzgriffen und zu manchen anderen Dingen verwendet wurde und deshalb zweifellos sehr begehrt war. Viel leichter mag der Handelsverkehr geworden sein, nachdem der prähistorische Mensch einmal in den Besitz des Metalls gekommen war. Schon zu Beginn der Bronzezeit, die bei uns etwa um 1800 beginnen dürfte, treten die bekannten sogenannten Depotfunde auf, die in vielen Fällen als Händlerverstecke anzusprechen sind. Wir finden darin bald verkaufsfertige Ware, bald zusammengekaufte zerbrochene Gegenstände, also Altmetall, das zum Eingiessen bestimmt war, bald Rohmetall in Barrenform. Es ist nicht selten zu beobachten, dass gerade diese Rohbarren eine bestimmte Normalform besitzen, die einerseits als Typus eines bestimmten Bergwerkgebietes zu gelten hat, der aber auch sicher bald eine gewisse Werteinheit entsprochen haben mag. Sehr häufig kam das Rohmaterial aber auch in gewissen Kunstformen in den Handel. So gibt es etwa Barren in Form von grossen Armringen, andere wieder in Gestalt schwerer Halsringe. Hierbei ist es nun freilich bald recht schwer zu unter-

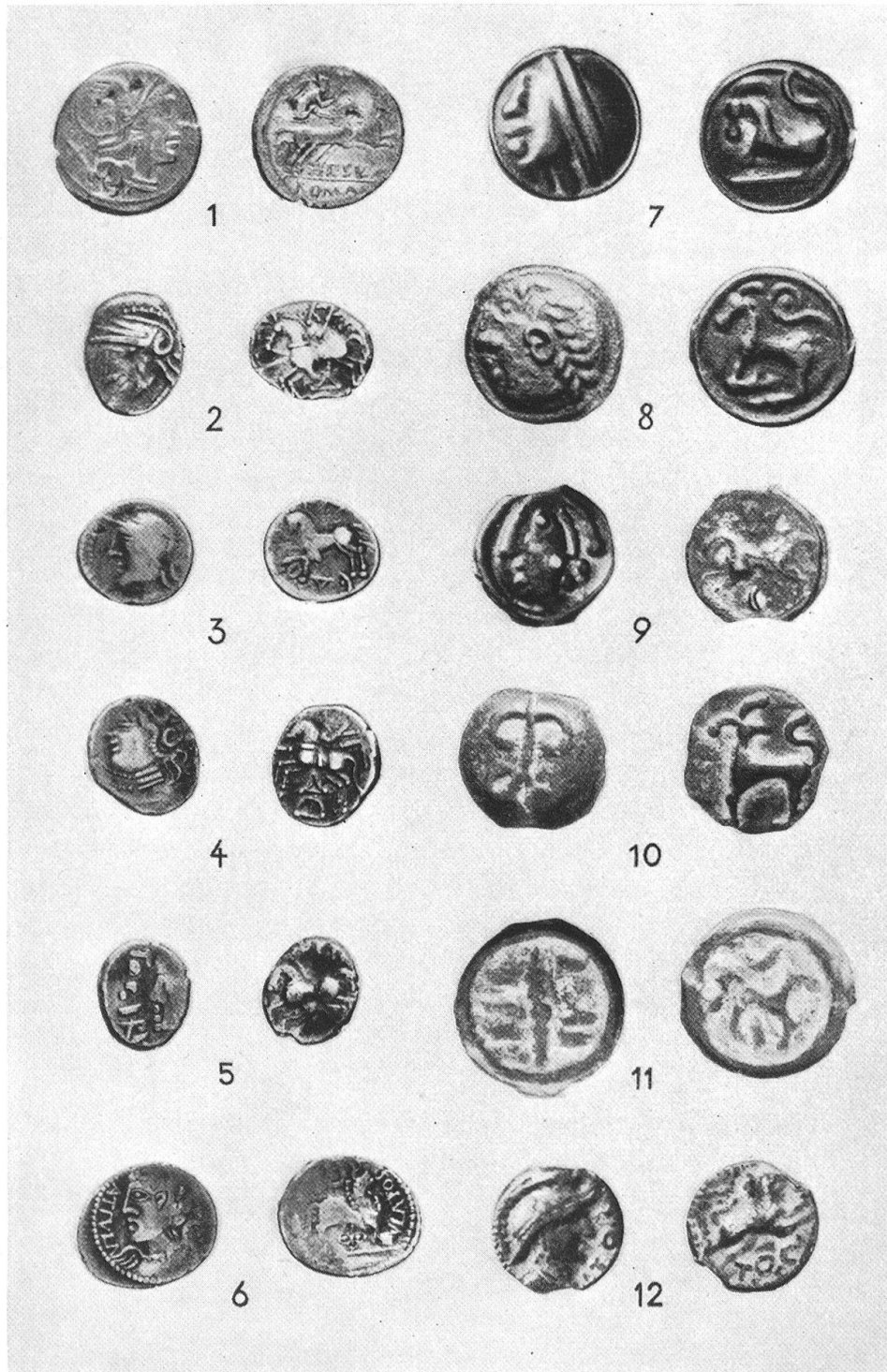
scheiden, ob es sich um zu verhandelndes Rohmaterial oder um gewisse Werteinheiten handelt, in der der reiche Mann seinen Besitz anlegte. Solche Erscheinungen sind ja bei den Naturvölkern nicht selten zu beobachten. Das Metall in Kunstform konnte andererseits aber auch den Wert einer geleisteten Arbeit repräsentieren. Hier ist etwa an das Muschelgeld der Naturvölker zu erinnern, das seinen Wert ja eigentlich durch die Mühe seiner Herstellung erhält. Trotzdem also für den prähistorischen Metallhandel gewisse Wertnormen vorauszusetzen sind, so kann man deshalb natürlich noch lange nicht von einem Geldverkehr sprechen, denn daneben blieb die normale Handelsform der Tauschverkehr. Dabei spielte natürlich für jede Gegend dasjenige Rohmaterial das Wertobjekt, das dort gewonnen wurde (z. B. Salz oder Bernstein). Diesen Zustand haben wir für Mitteleuropa bis etwa ins 4. Jahrhundert v. Chr. vorauszusetzen. Womit die Häuptlinge und Gaufürsten in Süddeutschland und Frankreich die prächtigen Erzeugnisse etruskischer und griechischer Kleinkunst bezahlt haben, wird uns wohl immer unbekannt bleiben.

Von einem Geldverkehr können wir erst reden, wenn die als Tauschmittel verwendeten Metallstücke in Gewicht und Zusammensetzung einheitlich hergestellt sind und für bestimmte Gebiete Gültigkeit haben. Dies setzt aber ein wohlgeordnetes Staats- oder Stadtwesen voraus mit entsprechenden Behörden und Machtpersonen, was bei primitiveren Völkern selbstverständlich ausgeschlossen ist. Das Bedürfnis nach einem einheitlichen und handlichen Geldobjekt setzt stark besiedelte Gebiete oder stadtähnliche Besiedlung voraus, und in Verbindung damit eine gewisse Kulturhöhe. Es ist klar, dass die Kelten des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. diesen Stand noch nicht erreicht hatten. Es ist deshalb doppelt interessant zu verfolgen, wie das Geldwesen sich bei ihnen Einlass verschaffte und sich mit ihrer Kultur in Einklang brachte. Wir werden sehen, dass die Münze der gallischen Staaten immer sehr stark von den Geldeinheiten der benachbarten Kulturstaaen abhängig war und sich je nach dem Stand der jeweiligen Grossmächte einrichtete und einrichteten

musste. So ist es eigentlich nur unter Berücksichtigung der geographischen Verteilung der gallischen Stämme und der politischen Konstellation zu verstehen, dass schon wohl am Ende des 4. Jahrhunderts das Geldwesen bei den Kelten Einlass fand. Es sei deshalb kurz eine Darlegung des Entwicklungsganges des keltischen Volkes gegeben.

Die Urheimat der Kelten ist heute noch nicht mit absoluter Sicherheit festzulegen. Es steht aber ausser Zweifel, dass das Gebiet von Ostfrankreich, Südwestdeutschland und der Schweiz bei der Bildung dieses Volkes eine bedeutende Rolle gespielt hat. Aber eigentlich erst mit der Zeit der grossen Stammeswanderungen treten die Kelten in die Geschichte ein und werden für uns direkt fassbar. Schon früh haben einige Stämme über die Pyrenäen hinüber nach Spanien gegriffen. Ende des fünften Jahrhunderts erscheinen sie bereits in Italien und stehen um 400 vor Rom. Schon im fünften Jahrhundert haben sie sich auch weiter Donau abwärts ausgedehnt, in Böhmen, Schlesien und Ungarn werden sie sehr leicht archäologisch fassbar. Im vierten Jahrhundert überqueren einige Stämme den Kanal und besetzen Südengland. Aus dem dritten Jahrhundert sind uns besonders einige grosse Züge nach dem Osten und Südosten bekannt. Griechenland hatte ziemlich viel unter ihnen zu leiden und selbst Delphi war nicht vor ihnen sicher. Sogar der Bosphorus bildete für die wandernden Scharen kein Hindernis und mitten in Kleinasien kommt es zur Gründung des keltischen Galaterreiches.

Diese mannigfachen Berührungen mit Kulturvölkern brachten den Galliern naturgemäss mancherlei Kenntnis ihnen ungewohnter Erscheinungen. Durch ihre Plünderungszüge, durch Tribute und Lösegelder gelangten sie zweifellos in einen ansehnlichen Besitz von Edelmetall, der zu einem guten Teil in gemünztem Geld bestanden haben mag. So spielte sich im 3. und 2. Jahrhundert ein Abfluss von Edelmetall zu den Kelten ab, wie er sich später unter römischer Herrschaft in grösserer Masse in der Richtung nach Asien noch einmal ereignete, der sicher viel zur spätantiken Münzverschlechterung beitrug. Diese ganzen Ereignisse haben



1 Römischer Denar. 2—12 gallische Münzen aus der Schweiz (Sammlung Forrer).
1 — 6 Silber. 7—12 Potin.

zweifelloos bei den sesshaften Stämmen den Handel gefördert und so ein gewisses Bedürfnis nach gemünztem Geld entstehen lassen. So kam es denn bald zu einer eigenen gallischen Münzprägung. Die Gallier haben es aber nicht wie die klassischen Völker fertig gebracht, eigene Münztypen und Münzbilder zu schaffen, sondern sie bildeten wenigstens in den Anfängen ihre Geldstücke immer den bedeutendsten Münzsorten der Epoche nach. Und zwar lässt sich dabei häufig feststellen, dass die keltischen Randstaaten einen Typus übernahmen und dass sich dieser immer mehr verschlechterte, je weiter er sich ins Hinterland verpflanzte. Es ist hier nicht der Ort, die ganze Reihe der klassischen Münzvorbilder für die Kelten vorzuführen, sondern ich beschränke mich auf einige Typen, die für unser in Frage stehendes Gebiet, die Schweiz, in Betracht kommen.

Die bedeutendste Grossmacht des späteren vierten Jahrhunderts v. Chr. war Makedonien, das besonders durch die Eroberungspolitik des Königs Philipp II. in den Besitz bedeutender Bergwerkgebiete gelangt war. Dadurch zählte das makedonische Geld bald zu den wichtigsten Münzsorten des Jahrhunderts und erlangte eine ungeheure Verbreitung. Der makedonische Goldstater war denn auch das Stück, das in der Frühzeit am meisten von den Kelten kopiert wurde. Die besten gallischen Imitationen werden aber doch schon meist dem dritten Jahrhundert zugewiesen werden müssen, nachher degenerieren sie sehr stark, halten sich aber bis ins erste Jahrhundert v. Chr. Abb. 1–2 auf Tafel XI zeigen zwei sehr schöne Originalstatere Philipps von Makedonien mit einem prachtvollen Portraitkopf auf der Vorderseite und einer Biga (Zweigespann) auf der Rückseite. An gallischen Nachahmungen besitzen wir aus der Sammlung Forrer einen frühen Goldstater von Stein am Rhein, der die Vergröberung des Kopfes und der Biga sehr gut zeigt (Taf. XI, 3). Dieses Stück ist nach einem Vorbild wie Taf. XI, 1 gearbeitet, da sogar das nebensächliche Beizeichen, ein hochhenkliger Kantharos unter den Pferden, auf beiden Münzen zu erkennen ist. Auffällig gut lesbar ist bei der gallischen Kopie noch die griechische Beschriftung, was bei den meisten Stücken

nicht mehr der Fall zu sein pflegt. Ebenfalls noch recht früh muss der aus vier Goldmünzen bestehende Fund von Stäfa am Zürichsee sein. Das grösste Stück, Taf. XI, 4, ist sehr selten, da es das bei gallischen Münzen ungewöhnliche Gewicht eines halben Staters besitzt. Wie die drei Viertelstatere des gleichen Fundes (Taf. XI, 5—7) zeigt es noch ein sehr gut gearbeitetes Relief, dessen keltische Stileigentümlichkeiten aber keineswegs zu verkennen sind. In der weiteren Entwicklung verschlechtert sich nicht nur das Gepräge, sondern auch das Metall. Dem anfangs häufig noch 24karätigen Gold wird später viel Silber zugesetzt, so dass die Elektron genannte Mischung entsteht. Das Münzbild erhält je länger je weniger Relief und wird immer mehr schematisiert (vgl. die Stücke Taf. XI, 9 von Aarau, 10 von La Tène, 8 von Estavayer und 11 von Solothurn). In der spätesten Zeit wurde die Darstellung wohl häufig kaum mehr verstanden. Das letztgenannte Stück z. B. zeigt das Rad der ehemaligen Biga unter dem Pferd. Es gehört zweifellos schon ins erste Jahrhundert v. Chr. Diese Typen bilden die eigentlichen Gepräge des schweizerischen Gebietes. Was daneben vorkommt, wie etwa die bekannten Regenbogenschüsseln (Taf. XI, 12 aus dem Rhein bei Basel), entstammt fast ausschliesslich andern Gebieten.

Unter den Silbermünzen sind an fremden Typen vor allem die Nachahmungen massaliotischer Drachmen (Taf. XI, 13, Original) zu nennen. Sie wurden von den Stämmen hergestellt, die vornehmlich mit Massilia-Marseille in Handelsverkehr standen, also in Südwestfrankreich und Oberitalien. Die grösseren Funde solcher Münzen treten deshalb in der Schweiz vornehmlich im Süden auf (Taf. XI, 15 von Genf, 14 von Burwein, Kt. Graubünden). Trotzdem Marseille schon im dritten Jahrhundert Drachmen dieser Art hergestellt hatte, dürfte der grösste Teil der Nachahmungen doch erst ins zweite und in den Beginn des ersten Jahrhunderts zu datieren sein. Die Drachme von Marseille hatte um 200 v. Chr. ihren Münzfuss vom griechischen auf den römischen umgestellt und erhielt nun das Gewicht des Victoriatus, der zwei Drittel des Denars beträgt. Der Victoriatus

wurde in Rom von 217 an geprägt und war speziell für den Handel der dem römischen Reiche benachbarten Staaten bestimmt. Damit begann sich der Einfluss des römischen Geldes nach Norden auszudehnen und machte sich auch bald bei den keltischen Stämmen bemerkbar.

Nachdem wir bei den mitteleuropäischen Keltenstämmen in der ersten Zeit eigener Münzprägung nur Gold feststellen können, erhebt sich die Frage, wann nun die Silberprägung ihren Anfang nahm, was sich allerdings nicht so leicht beantworten lässt. Zu den ersten Stücken scheinen mir die nach ihrer Aufschrift sogenannten Kaletaedui-Quinare zu gehören (Taf. XII, 2 von Solothurn, 3 von Stein a/Rh., 4 von St. Gallen). Sie zeigen noch griechische Beschriftung. Es ist dies natürlich nur ein Argument im Vergleich zu den übrigen Silbermünzen, denn wir wissen ja, dass die von Caesar bei Bibracte erbeuteten helvetischen Stammesrodel in griechischer Schrift, aber keltischer Sprache abgefasst waren (58 v. Chr.). Nur in ganz vereinzelt Fällen treten auf diesen Quinaren Häuptlingsnamen in lateinischer Schrift auf, z. B. ein Q. Docius, die dann zweifellos zu den spätesten Typen gehören. Es ist auffällig, dass die berühmte Fundstelle gallischer Altertümer am Neuenburgersee, La Tène, die dem zweiten Jahrhundert angehören muss, nur Gold- resp. Elektronmünzen geliefert hat, während eine jüngere Station in der Nachbarschaft sehr viele Silbermünzen ergeben hat. So scheint es also, dass bei uns im Wesentlichen die Silberprägung erst um die Wende des zweiten zum ersten Jahrhundert aufgekommen ist. Da ist es nun besonders interessant, dass es in der Schweiz eine sonst unbekannte grosse Silbermünze gibt, die sich noch an die lange Reihe der Nachahmungen der Philippstatere anschliesst. Ich kenne diesen Typus nur in vier Exemplaren. Das Münzbild ist sehr degeneriert und zweifellos jünger als die Funde der Station La Tène. Somit scheint auch dies für einen relativ späten Beginn der Silberprägung zu sprechen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass es nicht anderswo schon ältere gallische Silberstücke gibt.

Nicht viel später als die genannten Kaletaedui-Quinare

und zum Teil vielleicht noch gleichzeitig erscheinen nun die bekannten und häufigen Silberquinare mit Häuptlingsnamen wie Orcitirix, Togirix (Taf. XII, 5 von Bern), Dubnorex, Durnacos, Ateula Vlatos (Taf. XII, 6, von Estavayer). Sie zeigen in vielen Fällen, dass sie direkt von den Familiendenaren der römischen Republik abhängig sind. Der Stil ist ein ganz anderer als bei den früheren Imitationen griechischer Münzen. Gewisse Münzbilder, die Kopien römischer Denare darstellen, zeigen uns, dass wir uns in den 70er, 60er und 50er Jahren des ersten Jahrhunderts v. Chr. befinden. Auch gewisse Namen, die uns jetzt auf den Quinaren begegnen, weisen darauf hin, dass die Hersteller dieser Stücke schon unter dem Einfluss der römischen Herrschaft gestanden haben müssen. Der Name eines Häuptlings Quintus Docius lässt sich nicht anders erklären. Ein Julius ist erst während oder nach der Tätigkeit des Julius Caesar in Gallien denkbar. Alle diese Aufschriften sind bereits in römischer Schrift geschrieben. Damit kommen wir schon an die zweite Hälfte des 1. Jahrhunderts heran. Stilistisch spätere Münzen als diese Häuptlingsgepräge sind mir nicht bekannt und ich denke, dass die gallische Silbermünzung mit dem Regierungsantritt des Augustus ein Ende gefunden hat. Ueber die Herstellungsgebiete der Häuptlingsmünzen ist noch nicht viel Sicheres bekannt.

Wieder anders steht es mit den Bronze- oder den viel häufigeren Potin-Münzen, die aus einer Mischung von Kupfer mit sehr viel Zinn bestehen. Der grösste Teil dieser Stücke ist gegossen, geprägte sind seltener. Das Bild ist meist sehr schlecht und primitiv. Bei uns ist der am weitaus häufigste Typus ein Stück mit einem Kopf auf der Vorderseite und einem stark stilisierten Stier auf der Rückseite. Es scheint sich um Imitationen von Bronzemünzen von Marseille zu handeln (Taf. XII, 7—9, von La Tène). Daneben erscheinen noch mannigfache andere Typen, wie etwa das Stück mit Tier und Halbmond auf der Vorderseite und einem baumähnlichen Zeichen auf der Rückseite, zu dem es auch Parallelen auf nordschweizerischen Silberquinaren gibt (Taf. XII, 11, aus der Limmat in Zürich). Spezifisch schweizerisch scheint die Münze mit einem doppel-

ankerähnlichen Zeichen auf der Vorderseite und einem gehörnten Tier auf der Rückseite zu sein (Taf. XII, 10, von La Tène). Ein etwa 80 Kilogramm schwerer Fund aus Zürich enthielt fast nur solche Stücke. Seltener sind Potin-Münzen mit Häuptlingsnamen wie etwa die mit der beidseitigen Beschriftung TOC (irix) von Wil, Kt. St. Gallen (Taf. XII, 12). Der Beginn der Herstellung von Potin-Münzen dürfte nicht viel später anzusetzen sein als der der Silberquinare. Wann die Ausgabe aber eingestellt wurde, ist sehr schwer zu sagen. Es dürfte dies sicher nicht nach Christi Geburt geschehen sein, während der Umlauf gallischer Münzen natürlich viel länger dauern konnte. Als Beispiele seien drei Potin-Münzen genannt, die in einem alamannischen Grabe in Zürich zutage kamen. Sie waren nicht gelocht und sind deshalb kaum als Schmuckstücke anzusehen.

Schliesslich sei noch darauf hingewiesen, dass die gebräuchlichen Zuweisungen der gallischen Münzen zu den einzelnen Stämmen in vielen Fällen mit Vorsicht aufzunehmen sind. Die wirkliche Verbreitung der Typen scheint mir noch viel zu unsicher zu sein, als dass sich hier schon sichere Namengebungen vornehmen liessen. Besonders in Gebieten, wo mehrere kleine Stämme beieinander sitzen, ist dies zu berücksichtigen. Die ganzen Namengebungen gehen ja von der Stammesverteilung des 1. Jahrhunderts v. Chr. aus, die uns besonders durch Caesars Beschreibung vermittelt wurde. Es ist ja nicht sicher und z. T. sogar unwahrscheinlich, dass im 2. oder gar im 3. Jahrhundert die gleichen Verhältnisse geherrscht haben. Die Schriftstellernachrichten sind für diese Zeiten aber noch ausserordentlich spärlich und archäologisch lassen sich die Stämme nur in seltenen Fällen trennen.